

LESEPROBE

**Gaelen Foley: Im Schloss aus Glut und Leidenschaft**

Band: 25708

Copyright © 2008 by Gaelen Foley

Originaltitel: Her Every Pleasure

Übersetzerin: Bärbel Hurst

1. KAPITEL

*England, 1818*

Die königliche Kutsche und ihre Eskorte von bewaffneten Reitern stürmten durch die dunkle Herbstnacht, über eine einsame Straße inmitten dichter Wälder.

Im Innern des Gefährts saß die schwarzhaarige Prinzessin Sophia von Kavros ihrer Zofe gegenüber und blickte hinaus auf das düstere Durcheinander von knorrigen Baumstämmen und dünnen Ästen, an denen sie vorübereilten. Die kleinen Flammen der Kerzenleuchter warfen ihr Spiegelbild auf das Fensterglas – ein Gesicht von exotischer Schönheit, mit einem Ausdruck konzentrierter Nachdenklichkeit, tief in Gedanken versunken.

Jetzt dauerte es nicht mehr lange.

Nur ein paar Stunden noch. Dann würden sie das Schloss erreichen, in dem das geheime Treffen mit den britischen Diplomaten stattfinden sollte, das für die Nacht geplant war.

Im Rhythmus der schaukelnden Kutsche ging Sophia im Geiste noch einmal die leidenschaftliche Ansprache durch, die sie vor den Lords des Außenministeriums halten wollte.

Jetzt, an diesem für sie so schicksalsträchtigen Abend, konnten sie sie nicht länger abweisen. Denn Schlag Mitternacht würde sie einundzwanzig Jahre alt werden und damit die gesetzliche Volljährigkeit erreichen. Und dann würden sie sie nicht mehr mit ihren Ausreden und Protesten abwimmeln können, weil sie angeblich zu jung war zum Herrschen.

Die Zeit war für die britische Regierung gekommen, ihr Versprechen einzulösen und Sophia auf den Familienthron zu erheben. So lautete der Wunsch ihres Volkes, und das hatte wahrhaftig genug gelitten.

Unruhig sah sie zu ihrer Begleiterin. "Wie spät ist es, Alexa?"

Die hinreißende Blonde zuckte zusammen, als Sophia sie ansprach.

Natürlich waren sie beide in dieser Nacht angespannt, da so viel auf dem Spiel stand.

Alexa warf einen Blick auf ihre Taschenuhr. "Viertel nach neun, Hoheit. Zehn Minuten sind vergangen, seit Sie das letzte Mal gefragt haben", fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu.

Sophia runzelte die Stirn und spähte wieder ungeduldig durch das Fenster, störte sich aber nicht an dem wenig ergebnissen Tonfall ihrer Gefährtin. Alexa war schon zu

lange bei ihr, um viel aufs Zeremoniell zu geben: Ihre Vorfahren waren seit Generationen Höflinge der königlichen Familie und ihr sogar ins Exil nach England gefolgt, als das griechische Inselreich an Napoleon fiel. Alexa war zu Sophias Zofe ernannt worden, als die beiden Mädchen kaum fünfzehn waren.

Außerdem scherzte Alexa immer, wenn sie angespannt war.

"Müssen Sie so finster aussehen?", fuhr die Freundin fort und klang dabei etwas verstimmt, obwohl sie sich um einen leichten Tonfall bemühte. "Nicht jede junge Frau bekommt zum Geburtstag eine Krone und ein Zepter überreicht, wissen Sie."

"Noch sind wir nicht da", erklärte Sophia.

Wenn jemand so viele schockierende Irrungen des Schicksals erlebt hatte wie sie in ihrem kurzen Dasein, dann lernte er, nichts als gewiss anzusehen.

Die Kooperation der Engländer zum Beispiel.

Sie glaubte nicht, dass sie ihr zu diesem Zeitpunkt mit offener Ablehnung begegnen würden, nun, da sich die Bedingungen in Kavros so eindeutig verbessert hatten. Aber die englische Regierung würde zweifellos versuchen, sie an die Kandare zu nehmen. Doch Sophia ging davon aus, dass sie das eine Weile aushalten konnte, zumindest bis ihre Macht gesichert war.

Bis dahin hatten die Engländer hoffentlich gemerkt, dass sie größere Pläne hegte als nur den, ihnen als königliche Galionsfigur zu dienen.

Ihr Volk brauchte dringend eine richtige Führung. Obwohl sie nie damit gerechnet hatte zu regieren, fielen ihr jetzt, da ihr Vater und beide ältere Brüder tot – ermordet – waren, die Pflichten des königlichen Hauses zu.

Offensichtlich waren die Aufgaben, die vor ihr lagen, gefährlich. Ihre Familie hatte viele Feinde, und wenn sie in die Öffentlichkeit trat, würde sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Aber das war egal. Der große, starke Leon, ihr Leibwächter seit ihrer Kindheit und zurzeit der Befehlshaber ihrer Sicherheitskräfte, hatte sie auf alle Zwischenfälle vorbereitet.

In diesem Augenblick lenkte er sein Pferd neben die Kutsche und neigte den rasierten Kopf, um hineinsehen zu können. "Wie geht es unseren Damen?", fragte er heiter über den Lärm der knarrenden Kutsche und der trommelnden Pferdehufe hinweg.

"Ausgezeichnet", versicherte Sophia.

"Nur ein wenig ungeduldig", bemerkte Alexa und blickte vielsagend auf Sophia.

Leons breites Grinsen hatte auf beide Frauen die nötige beruhigende Wirkung. "Herzlichen Glückwunsch, Hoheit."

"Noch nicht", gab Sophia zurück und lächelte.

Er hatte das schon den ganzen Tag gesagt.

Ihr Geburtstag sollte erst dann stattfinden, wenn all die hochmütigen Diplomaten vor ihr saßen. Dann würde sie die königliche Geburtsurkunde hervorziehen und sie ihnen in den Schlund stopfen, falls sie es wagten, sich ihren Ansprüchen zu widersetzen.

Gerade in diesem Moment warf Leon einen Blick voraus, und seine Miene wurde ernst. Gleichzeitig spürte Sophia, wie das Gespann langsamer wurde.

"Was ist los? Sind wir an einer Brücke?"

"Da ist etwas auf der Straße", murmelte Leon.

"Was ist es?"

"Ich bin nicht sicher. Sieht aus wie ein liegen gebliebener Karren. Zieht die Vorhänge zu", befahl er, danach schnalzte er mit der Zunge und ritt nach vorn.

Sophias Herz begann schneller zu schlagen.

Alexa war aschfahl geworden, als Sophia ihr bedeutete, die Vorhänge zu

schließen. Rasch befolgten die Frauen Leons Anweisung.

"Vermutlich hat es gar nichts zu bedeuten", flüsterte Alexa und starrte angstvoll auf die Kutschentür. Sophia hingegen wollte kein Risiko eingehen: Sie prüfte nach, ob der Schlag verschlossen war, dann bückte sie sich und zog den scharlachroten Samtrock ihres Hofkleids ein wenig hinauf, schob die goldene Spitze zur Seite und griff nach dem Messer, das sie am Bein trug.

Wenn sie glauben, dass sie mich so leicht bekommen können wie meine Brüder, dann täuschen sie sich, dachte sie im Stillen.

Alexa machte große Augen, als Sophia die Waffe zog und anschließend vollkommen ruhig den Kasten unter ihrem Sitz öffnete. Sie holte eine geladene Pistole hervor und reichte sie der Freundin.

Alexa schüttelte heftig den Kopf.

"Nimm!", befahl Sophia.

"Aber ..."

"Nur für den Notfall. Beruhige dich." Sophia entnahm dem Versteck eine zweite Pistole für sich selbst und spannte den Hahn.

Ihr Vater war vergiftet worden. Giorgios ertränkt, Kristos in einer dunklen Gasse in Wien erstochen. Die mächtigsten Staaten Europas wollten ihr kleines Heimatland besitzen, eine winzige, aber strategisch günstig gelegene griechische Inselkette, eine Brücke zwischen Osten und Westen. Napoleon selbst hatte gesagt, wer Kavros regierte, der konnte das Mittelmeer und damit Westeuropa beherrschen – und genau aus diesem Grund hatten die Briten es nach Napoleons Niederlage für sich beansprucht.

Aber während dieser entsetzlichen Jahre der Kriegswirren, während Sophia in Nottinghamshire im Exil herangewachsen war, wechselten die Besatzer in ihrem armen Heimatland mehrmals. Zuerst die Franzosen. Danach hatten es die kaiserlichen Habsburger Österreichs an sich genommen, nur, um es am Ende an den russischen Zaren zu verlieren – ganz zu schweigen von der stets präsenten Bedrohung durch Ali Pascha, den sogenannten Löwen von Janina. Und die Sultane des Osmanischen Reichs.

Irgendeine von diesen großen Mächten hatte vielleicht noch Interesse an Kavros, was bedeutete, dass sie, Leon und all ihre kühnen griechischen Wachen alarmbreit waren, damit sie, die Nächste in der Thronfolge, nicht ein ebenso grausames Schicksal erlitt wie ihre Familie.

Nun, ausreichend bewaffnet, um jeglicher Gefahr entgegenzutreten, zog sie ihren dunklen Wollumhang – ein ganz spezielles Kleidungsstück – fester um sich, damit ihr königliches Gewand gut verborgen war. Als sie von draußen Stimmen hörte, versuchte Sophia die Worte zu verstehen. Zu gern hätte sie geglaubt, dass es nur irgendein englischer Bauer war, dessen Karren auf dem Weg zum nächsten Markt zusammengebrochen war, wie Leon vermutet hatte.

In diesem Moment bemerkte sie, wie bleich Alexa geworden war. Die hilflose Freundin tat ihr leid, und sie holte Luft, um ihr zu sagen, sie sollte sich keine Sorgen machen. Ehe sie jedoch nur den Mund öffnen konnte, schwankte die Kutsche und blieb anschließend abrupt stehen. Schüsse hallten durch die Nacht. Alles schien gleichzeitig zu geschehen.

Pferde wieherten, Männer brüllten. Alexa schrie, und Sophia richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Geräusche, die in diesem Durcheinander zu ihr drangen.

Ihr blieb keine Zeit, sich zu fassen.

Das Blut rauschte ihr in den Ohren, als sie ihre Waffen packte und Alexa mit einem knappen Befehl aus ihren panischen Schreien holte. "Bleib ruhig!"

Ihre eigene Haltung wurde erschüttert, als mit einem Gewehrkolben das Fenster

der Kutsche durchstoßen und dabei beinahe auch das Lederrollo heruntergerissen wurde, das über dem Glas angebracht war. Sophia wandte das Gesicht von den umherfliegenden Splintern ab, während Alexa den Kopf einzog und sich mit einem weiteren schrillen Aufschrei auf den Sitz kauerte.

Als Sophia wieder hinsah, baumelte das Rollo lose herum, während eine schwarz behandschuhte Hand und ein Arm sich durch die zerbrochene Scheibe geschoben hatten.

Die Finger tasteten nach dem Türknauf und zerrten am Schloss. Wütend kniff sie die Augen zusammen. Sie war klug genug, keine Kugeln zu vergeuden.

Sie biss die Zähne zusammen, zog den Dolch hervor und stieß ihn in den Arm des Eindringlings, durch den schwarzen Lederhandschuh. Sofort war hinter der Lederblende ein Schmerzensschrei zu hören, und die Hand wurde zurückgezogen. Als der nächste Eindringling danach das Schloss wegschoss, war Sophia auch für ihn bereit.

Der maskierte Mann zerrte die Kutschentür auf – und sah sich schließlich dem Lauf einer Pistole gegenüber. Sie dachte an ihren Vater und ihre Brüder, als sie abdrückte und den Angreifer auf der Stelle tötete. Ein anderer griff nach seiner Waffe, während sie sich bückte und die Pistole aufhob, die Alexa vor Schreck fallen gelassen hatte. Auch auf ihn schoss sie, aber jetzt zitterten ihre Hände, und sie versetzte ihm nur einen Kratzer.

Obwohl er wie die anderen maskiert war, sodass nur ein Schlitz für die Augen frei blieb, vermochte sie den Hass darin zu erkennen.

Er verfluchte sie in einer Sprache, bei der sie beinahe sicher war, dass es sich um Türkisch handelte. Danach beugte er sich vor und packte sie am Arm, um sie aus der Kutsche zu zerren.

Als sie ihn mit dem Dolch bedrohte, hielt er ihr eine Pistole vor das Gesicht, aber er drückte nicht ab.

So ist das, dachte sie. Sie wollen mich lebend.

In diesem kurzen Moment, da sie dem Angreifer in die Augen sah, bemerkte sie aus dem Augenwinkel, wie Leon hinter dem Mann auftauchte. Aber sie wandte nicht den Kopf und brachte all ihre Willenskraft auf, um dem Maskierten nichts von dem nahenden Unheil zu verraten.

Im nächsten Moment stürzte ihr Gegner nieder, getroffen von Leons Dolchen.

Der Mann hatte kaum den Boden berührt, als Leon sie bereits hastig aus dem Wagen zerrte und eines der gesattelten Pferde für sie heranzuführte.

"Los, los", sagte er und hielt sich die Seite. "Rot-Sieben, hören Sie mich? Rot-Sieben. Erinnern Sie sich, Hoheit?"

"Rot-Sieben?", stieß sie hervor. "Diesen Code mussten wir bisher noch nie benutzen."

"Aber jetzt müssen wir es", erklärte er nachdrücklich. "Verstehen Sie mich?"

"Ja, ja, ich merke es mir – Leon, sind Sie verletzt?" Sie weinte.

"Kümmern Sie sich nicht um mich, es ist nichts – los jetzt!"

Sie zwang sich, nicht länger zu zögern, und dachte flüchtig daran, dass sie auf Leons hartem Gesicht mit den tiefen Linien noch nie diesen Ausdruck gesehen hatte.

Es war Angst, die sie bei ihm entdeckt hatte. In diesem Augenblick begriff sie: Ihre Sicherheit war gefährdet.

Der Code "Rot-Sieben" bedeutete, dass ihre Männer nicht länger für ihren Schutz garantieren konnten. Sie vermochten ihr nur Deckung zu geben, damit es ihr möglich war zu fliehen. "Alexa ..."

"Sie sind hinter Ihnen her. Tot können Sie Ihrem Volk nichts nutzen. Jetzt reiten Sie!", brüllte er.

Jahrelang hatte sie Leons Befehlen gehorcht, und das veranlasste sie jetzt, auf das Pferd zu springen. Sie packte die Zügel. Inzwischen griff Leon noch einmal in die Kutsche und reichte ihr einen Beutel und einen Kompass.

Sophia nickte.

"Ich treffe Sie, sobald ich kann."

"Hinter Ihnen!"

Leon fuhr herum und stieß einem weiteren Mann die Faust ins Gesicht, wieder im Kampf gefangen, während Sophia einen Blick auf die Pfeile ihres Richtungsgebers warf und ihr Pferd dann nach Norden wendete.

Sie wollte losreiten, als ein neuer Angreifer versuchte, das Zaumzeug der Stute zu packen. Rasch drehte sie das Tier herum und trat dem Mann gegen das Kinn. Sein Kopf flog zurück, und er fiel zu Boden.

Danach stieß sie dem Pferd die Fersen in die Flanken und galoppierte davon.

Rot-Sieben. Rot-Sieben. Sie kannte die Abläufe so genau wie ihren eigenen Namen. Sie hatten es oft genug eingeübt. Zwei Meilen nach Norden – egal ob es eine Straße gab oder nicht. In diesem Fall gab es sie nicht. Sie ritt direkt auf eine steinerne Mauer zu, die die Wiese irgendeines Bauern umgab. Die Stute sprang mit einem Satz darüber und landete auf der anderen Seite im hohen Gras. Danach galoppierte das Pferd einfach weiter.

Sophia achtete nicht auf die Kugeln, die um sie herumflogen. Wie es schien, legten die Männer doch nicht allzu großen Wert darauf, sie lebend zu fangen. Sie hörte, wie sie ihr hinterhereilten. Als sie einen Blick über die Schulter zurückwarf, sah sie mindestens zehn der maskierten Schurken, die über die Mauer kletterten und sie zu Fuß verfolgten, wobei sie unermüdlich Schüsse auf sie abfeuerten. Ihre Wachen folgten ihnen auf den Fersen, gaben ihr Deckung, während Sophia die braune Stute über das dunkle Land jagte.

Sie wurde auch dann nicht langsamer, als sie außerhalb der Reichweite der Gewehrkugeln war, achtete nur auf die Entfernung, die ihr Pferd zurücklegte. Ihr Herz klopfte noch immer wie rasend, während die Geräusche des Kampfes hinter ihr leiser wurden. Sie hörte den eigenen schweren Atem und den des Tieres.

Ob Leon schwer verletzt war? Er war mehr ein Vater für sie, als es ihr leiblicher Erzeuger je gewesen war. Sie spürte einen Stich im Herzen; der Gedanke, die Freunde zurückzulassen, war ihr schrecklich. Im Exil waren sie so lange eine enge Gemeinschaft gewesen.

Alles in ihr sehnte sich danach, zurückzukehren, ihnen im Kampf beizustehen. Aber wenn sie umkehrte, würde Leon ihr das nie verzeihen. Sie hatte ihm schwören müssen, das niemals zu tun. Das, so sagte er, wäre Selbstmord.

Nein, sie musste dem Rat ihres brummigen alten Löwen folgen. Daran gab es keinen Zweifel. Es ging um mehr als nur ihrer aller Leben. Ganz Kavros hing von ihr ab.

Für den Moment schob sie den Gedanken an ihre Freunde beiseite und konzentrierte sich auf den Weg. Später konnte sie sich um sie sorgen. Jetzt brauchte sie einen klaren Kopf, konnte es doch sein, dass die Angreifer ihr gefolgt waren. Zwei Meilen nördlich der Stelle, an der der Hinterhalt stattgefunden hatte, ließ sie das Pferd langsamer gehen, blickte noch einmal auf den Kompass und dann zum Horizont. Jetzt drei Meilen nach Nordwesten.

"Niemanden den geraden Weg wählen für den Fall, dass jemand folgt." Leons Worte hatten sich ihr eingeprägt. Sie wandte das Pferd nach Nordwesten und drängte das starke Tier zu einem noch schnelleren Galopp.

Die Dunkelheit war ihrer Flucht dienlich, half ihr, sich vor den Feinden zu verbergen. Sie machte ihre Flucht aber auch gefährlicher, weil ihr Pferd jederzeit in



irgendeinen Tierbau treten konnte.

Doch das Glück blieb ihr treu. Der letzte Teil des Rot-Sieben-Plans sah eine Strecke von zwei Meilen in Richtung Westen vor. Dieser Teil ihres Weges führte sie zu einer einsamen Landstraße.

Es war äußerst finster.

Sie ließ die Stute wieder langsamer gehen. Das Tier war nicht nur erschöpft, die enge Straße war auch sehr steinig, und ein Pferd mit einem verletzten Bein würde ihr nicht helfen, vor demjenigen zu fliehen, der versuchte, die Erbin von Kavros zu töten.

Unglücklicherweise war das ein beliebter Zeitvertreib.

Ihre Gedanken wanderten zurück zu dem Mann, den sie erschossen hatte. Es tat ihr an sich nicht leid, aber ihr war ein wenig übel. Sie hatte ständig mit einer solchen Situation gerechnet, aber sie hatte noch nie zuvor jemanden töten müssen. Sie erschauerte und schob die Erinnerung daran beiseite.

Wie Leon es sie gelehrt hatte, ging es manchmal einfach nur um die Frage: "Du oder die anderen." Sophia blickte über die Schulter zurück, aber noch immer war von ihren Verfolgern nichts zu sehen.

Nachdem die erste Gefahr gebannt war, stieg der Nachgeschmack von Angst in ihr auf: Urplötzlich fühlte sie sich verletztlich, unsicher und allein. Sie schluckte schwer und klopfte ihrem Pferd den Hals zum Dank für die vergangenen Anstrengungen.

"Gutes Mädchen", flüsterte sie. "Irgendeine Ahnung, wo wir sein könnten?"

Sie wusste nur, dass der nächste Schritt dem Plan zufolge vorschrieb, dass sie die Stute loswerden musste. Sie trennte sich nach dem, was sie durchgemacht hatten, nicht gern von dem Tier, aber es würde einfach weiterlaufen – und wenn die Angreifer seinen Spuren folgten, dann waren sie ihm auf den Fersen und nicht ihr.

Sie würde zu Fuß weitergehen.

Sie dachte an den letzten Schritt, den Leon ihr eingeschärft hatte: "Und zuletzt suchen Sie nach dem sichersten Platz, den Sie in der Nähe dieser Koordinaten finden können. Verstecken Sie sich dort, bis wir auftauchen, um Sie zu holen." Und er hatte noch hinzugefügt: "Kommen Sie für niemanden sonst aus Ihrem Unterschlupf. Halten Sie sich zurück, bis Sie mit eigenen Augen gesehen haben, dass es sich um einen von uns handelt. Lassen Sie sich nicht täuschen."

"Nun, da wären wir", sagte sie flüsternd zu dem Pferd. Nachdem sie dem Weg zwei Meilen gefolgt waren, brachte sie das Tier zum Stehen. "Es ist an der Zeit, einen gut getarnten Platz zu finden. Du musst hier weg." Sie glitt aus dem Sattel und landete mit zitternden Knien auf dem Boden.

Anschließend löste sie rasch den Satteltgurt und die Zügel, damit niemand ausfindig machen konnte, woher das Pferd kam.

"Danke", wiederholte sie flüsternd und tätschelte ein letztes Mal den Hals der starken Stute. Danach trat sie zögernd einen Schritt zurück und versetzte ihr einen Schlag auf die Kruppe. "Mach schon, Mädchen. Geh!"

Das Pferd stand einfach nur da, groß, schön und braun, mit einem weißen Stern auf der Stirn. Es warf den Kopf zurück, als wäre es nicht sicher, ob sie ohne es zurechtkäme.

"Was bist du, ein Maultier? Du kannst gehen!", rief Sophia. "Husch!" Als sie dem Tier noch einen Klaps versetzte, schnaubte es und trabte die Straße entlang in die Dunkelheit.

Sophia runzelte die Stirn, doch als sie das Hufklappern nicht mehr hören konnte, zog sie sich den dunklen Umhang fester um den Körper und fühlte sich sehr einsam.

Egal. Andere Prinzessinnen mochten einen Ritter brauchen, der sie rettete, aber sie würde niemals eines dieser dummen, schwachen Wesen werden, die gefangen in

irgendeinem Turm saßen.

Sophia war froh, dass sie noch ihren Dolch besaß. Sie steckte den Kompass in den Beutel mit ihrer Ausrüstung und warf ihn sich über die Schulter. Danach versteckte sie Zaumzeug und Sattel des Pferdes unter Zweigen und Blättern und machte sich auf die Suche nach einem guten Unterschlupf – irgendwo, wo sie sich, wenn nötig, für ein paar Tage verborgen halten konnte.

Himmel, an einem Ort wie diesem musste sie sich wohl keine Sorgen darüber machen, dass jemand sie finden konnte. Leon, wohin hast du mich geschickt?

Sie war mitten im Nirgendwo.

Gerade als sie schon fürchtete, nirgends in der Nähe ein anständiges Versteck zu finden, entdeckte sie eine Lichtung. Am Fuß eines Hügels stand eine verfallene alte Scheune. Das sollte gehen. Die Scheune sah verlassen genug aus.

Sie näherte sich dem Schuppen und blieb wie ein Reh am Rande der Lichtung zwischen den Bäumen stehen. Sie betrachtete das vom Mond erleuchtete Gebäude und überzeugte sich davon, dass es wirklich verlassen war, ehe sie darauf zulief.

Gleich darauf schlüpfte sie in die alte Scheune hinein, den Dolch fest in der Hand. Nichts und niemand befand sich darin, nicht einmal ein Tier. Vielleicht ein paar Spinnen, dachte sie. Ein paar Fledermäuse, die in den Dachbalken hausten. Sie ging weiter und sah sich rasch um.

Nun, es war kein Palast, aber es würde gehen.

Sie entschied, dass der Heuboden der beste Platz sein würde. Dort würde sie nicht nur am sichersten sein, falls jemand auftauchte, sie hatte von dort aus auch den besten Überblick. Das würde ihr helfen, sich an diesem seltsamen Ort zu orientieren, und – was noch wichtiger war – falls ihr jemand vom Kampfplatz gefolgt war, würde sie ihn von ihrem erhöhten Aussichtspunkt kommen sehen.

Sie umfasste die Leiter und stieg hinauf, den Beutel über der Schulter. Ihre Gedanken kreisten um die Frage, wer hinter diesem Angriff steckte.

Ali Pascha. Sie war sicher, dass er es sein musste; zum Teufel mit dem Schurken. Ihre verstorbene Mutter, Königin Theodora, hatte jedes Mal, wenn der Name des grässlichen Kerls erwähnt wurde, ausgespuckt.

Die Osmanen hatten den größten Teil Griechenlands längst verschluckt, und auf die wenigen Teile, die noch unbesetzt waren, hatte Ali Pascha mit seinen barbarischen albanischen Kämpfern in den letzten Jahrzehnten Anspruch erhoben. Er hatte griechische Adlige wie Leon damit aus der Heimat vertrieben. Sophia wäre jede Wette eingegangen, dass Ali Pascha jetzt auch Kavros haben wollte.

Nachdem sie den staubigen Heuboden erreicht hatte, setzte sie mit finsterner Miene jene Rituale fort, die jetzt erforderlich waren. Zuerst legte sie den Beutel ab, dann zog sie den Umhang aus und breitete ihn über den Boden. Anschließend löste sie behutsam mit dem Dolch das Futter, sodass die einfache Bauernkleidung darunter sichtbar wurde. Nervös sah sie sich um, während sie die königlichen Samtgewänder ablegte und jene mitgebrachten Kleider anzog, die zu einem einfachen Landmädchen passten.

Eines Tages, dachte sie, während sie den groben grauen Rock zuknöpfte, werde ich vermutlich darüber lachen.

Egal. Wenigstens war sie noch am Leben.

Als Nächstes musste sie das ablegen, was auf ihre königliche Herkunft hindeutete – nicht nur die Kleidung, auch Schmuck, den Siegelring, sogar die Haarspange aus schwerem Gold mit dem Wappen darauf. Sie zog die Spange heraus und schüttelte die langen dunklen Locken.

All diese verräterischen Dinge wickelte sie in das abgelöste Futter ihres Umhangs, sah sich nach einem Versteck um und schob das Bündel schließlich unter einen

Haufen alten, muffigen Heus.

Jetzt blieben ihr noch der Dolch, der Beutel und der wollene Außenstoff ihres Umhangs. Aus den letzteren beiden Dingen schuf sie sich einen Lagerplatz.

Dann zog sie den Trinksack aus dem Beutel und nahm einen Schluck Wasser, aber nicht zu viel. Sie wollte es sich einteilen für den Fall, dass ihre Wachen länger als einen Tag brauchten, um sie zu finden.

In dem Beutel befanden sich außerdem verschiedene Nahrungsmittel und ein zusammenschiebbares Teleskop.

Sie legte den Wassersack zur Seite, nahm das Fernrohr und ging damit zu dem kleinen Fenster an der Ostwand des Heubodens.

Nachdem sie es ausgezogen hatte, hob Sophia es an ihr Auge. Mit Freude sah sie, dass sie von hier aus einen guten Blick auf die mondbeschienene Straße hatte, auf der sie gekommen war.

Abgesehen davon gab es wenig Interessantes zu entdecken. Bäume. Schafe. Keine Spur von einem Dorf. Nur dunkle, friedliche Landschaft unter einem onyxfarbenen Himmel, an dem helle Sterne funkelten.

Einen Moment später ging sie quer über den Heuboden, um aus dem gegenüberliegenden Fenster zu schauen. Ah. Wenigstens gab es da etwas zu sehen.

Sie entdeckte die einsame Ruine einer kleinen normannischen Kirche, auf der anderen Seite der Felder, nur einen Steinwurf weit entfernt. Zwar hatte sie ihren Glauben schon vor langer Zeit verloren, aber alles in allem war es ein tröstlicher Anblick.

Steinerne Engel, die im Mondlicht gespenstisch wirkten, standen Wache an dem verfallenen Eingang.

Plötzlich bemerkte Sophia das schwache Licht, das durch ein buntes Glasfenster fiel, dort, wo ein Teil der Steinmauer noch intakt war. Sie runzelte die Stirn. Da unten lief jemand herum – um diese Zeit?

Wieder hob sie das Fernrohr an die Augen und sah erneut hinüber zu dem verfallenen Gotteshaus.

Sie spähte angestrengt, bis sie plötzlich einen ganz in Schwarz gekleideten Mann bemerkte.

Er entzündete die Kerzen am Altar.

Bewegungslos beobachtete sie ihn durch ihr Fernrohr.

Mit ernster Miene, offenbar ganz in Gedanken versunken, entzündete der große Fremde jede einzelne Kerze, die auf dem eisernen Gitter standen, eine nach der anderen, bis ihr flackernder Schein sein Profil erhellte – eine markante Nase, ein nachdenklicher Mund. Ein kurzer Bart am energischen Kinn, während das nachtschwarze Haar etwas zu lang war und sich rebellisch über seinen Kragen ringelte. Ihr Herz schlug schneller. Wer oder was war das?

Stellte er eine Gefahr dar?

Das Licht war zu matt und die Entfernung zu groß, um das mit Sicherheit sagen zu können. Vielleicht war er, da er vollkommen in Schwarz gekleidet war, ein Priester? Aber nein. Auf den zweiten Blick schien er mehr ein Sünder als ein Heiliger zu sein. Oder vielmehr eine verlorene Seele.

Während sie ihn beobachtete, wusste Sophia nicht, was sie von diesem Mann halten sollte. Er sah sehr gut aus, wirkte wie ein Gentleman, und doch war etwas an seiner Haltung hart, kalt und entschlossen.

Offenbar war dieser einsame Ort nicht ganz so verlassen, wie sie gedacht hatte.

Als er fertig war, stand der Fremde einen Moment lang da, den Blick gesenkt, offenbar meilenweit entfernt. Und dann verschwand er plötzlich aus ihrem Blickfeld,



als er von dem eisernen Gitter mit den Kerzen zurücktrat.

Als sie ihn durch das Fernrohr wieder sehen konnte, war er gerade im Begriff, die Kirche zu verlassen.

Erleichtert nahm sie zur Kenntnis, dass er sich in die entgegengesetzte Richtung entfernte.

Irgendwo hier muss ein Haus sein, überlegte sie.

Als er aus ihrer Sichtweite verschwand, ließ Sophia mit einem unbehaglichen Stirnrunzeln das Teleskop sinken und fragte sich, ob sie hier wirklich sicher war.

Genau wie sie schien der Mann wichtige Dinge im Kopf zu haben. Aber da er so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, schien es ihr unwahrscheinlich, dass er in den alten, verlassenenen Schuppen kommen würde.

Aber sollte sie das Risiko eingehen?

Die Alternative erschien ihr allerdings noch weniger verlockend. Sie wollte nicht auf die Straße hinausgehen, konnte es doch sein, dass es ihren Verfolgern gelungen war, bis hierher ihrer Spur zu folgen.

Sie biss sich auf die Unterlippe und blickte auf die Landschaft hinaus, während sie überlegte, was das kleinere Übel war.

Einen Augenblick später seufzte sie. Sie hatte beschlossen, in der Scheune zu bleiben. Die böswilligen Männer, die vorhin ihre Kutsche angegriffen hatten, wollten ihr offenbar ernsthaft schaden, während der einsame Fremde in der Kirche anscheinend von seinen privaten Dämonen in Anspruch genommen wurde.

Vermutlich würde er ihre Anwesenheit hier gar nicht bemerken, bis ihre Wachen sie fanden – und selbst wenn er das tat, gab es keinen Grund zu der Annahme, dass er eine Bedrohung darstellte. Er sah gefährlich aus, das schon, aber wenn er um diese Zeit in eine Kirche ging, auch wenn es eine verfallene war, um aus irgendeinem unbekanntem Grund Kerzen zu entzünden, dann wies das zumindest darauf hin, dass er ein Gewissen besaß. Und das war mehr, als sie von ihren unbekanntem Feinden sagen konnte.

Unbekannt? Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf. Es sind Türken, dachte sie. Die Herrscher jener europäischen Länder, die sie sonst vielleicht verdächtig hätte, waren von den beinahe zwanzig Kriegsjahren ebenso erschöpft wie die in England.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein Geräusch.

Sophia fuhr herum, den Dolch hoch erhoben.

Mit wild klopfendem Herzen spähte sie in die Dunkelheit, sah aber niemanden. Dann bemerkte sie eine Bewegung neben dem Heuhaufen.

Was war das?

Sie lachte leise, senkte die Waffe und presste sich dann lächelnd eine Hand auf das Herz, während ihr Pulsschlag sich langsam beruhigte.

Kätzchen.

Kleine weiche Fellbällchen, neugeborene Scheunenkinder, offenbar auf einem großen nächtlichen Spaziergang unterwegs.

Die drei Kätzchen hatten ihren Beutel gefunden, bemerkte sie kopfschüttelnd. Eines war hineingekrochen, sodass nur noch der kleine Schwanz kerzengerade herausragte.

Der verschwand irgendwann einmal ganz, während der Inhalt ihres Sacks weiter durchsucht wurde. Sie lächelte wieder, als das Kätzchen herausgesprungen kam und sich auf seinen Bruder oder seine Schwester warf, das war nicht zu erkennen. Die beiden konnten sich nicht auf ihren Pfoten halten und landeten tollpatschig im Stroh.

Nun, die Vierbeiner waren nicht gerade die Schutzengel, die sie im Moment so gut gebrauchen konnte, aber wenigstens würden die Kätzchen sie unterhalten.

Sophia warf einen letzten Blick über die Schulter zu der einsamen Kirche, danach

verdrängte sie den interessanten Fremden aus ihren Gedanken. Sie wollte sich mit den drei unternehmungslustigen kleinen Schelmen anfreunden, das lenkte sie auch ab von der Angst um ihre Freunde. Bestimmt ging es ihnen gut. Ihre griechische Leibwache war hervorragend ausgebildet. Dennoch breitete sich in ihr ein verspätetes Entsetzen aus, ein Nachgeschmack des nächtlichen Zusammenstoßes.

Natürlich hatte sie gewusst, dass sie eine Zielscheibe war. Sie hatte nur nicht erwartet, dass der Angriff so schnell kommen würde.

Als sie sich auf ihren Umhang setzte, neben die scheuen, herumtollenden Kätzchen, ging ihr die Frage durch den Kopf, wen sie eigentlich hatte täuschen wollen. Besser gesagt: Wie sie eigentlich darauf gekommen war, dass dieser Plan gelingen könnte, der Plan, den Thron zu beanspruchen, den ihr Vater verloren hatte. In diesen dunklen, einsamen Stunden nach den Geschehnissen auf der Landstraße konnte sie die Zweifel nicht abwehren, die sich ihrer bemächtigten. Wer war sie, um ein Land zu regieren? Nur ein Mädchen!

Am schlimmsten war, dass sie sich kaum an Kavros erinnern konnte. Sie war erst drei Jahre alt gewesen, als ihre Familie zur Flucht gezwungen war – obwohl sie noch immer die Kanonenschläge jener entsetzlichen Nacht hören konnte. Ja, sie war von königlichem Blut, aber Himmel, sie war nur eine junge Frau, kaum einundzwanzig Jahre alt!

Dabei fiel Sophia plötzlich ein, dass dies ihr Geburtstag war.

Sie seufzte tief und legte sich ausgestreckt auf ihren Umhang zurück.

So viel zu ihrem Vorhaben, ihre Forderungen den Diplomaten in den Rachen zu stopfen.

Ach, vielleicht sind die Milchmägde dieser Welt die eigentlich Glücklichen, dachte sie, als eines der Kätzchen herankam und sich mit einem Schnurren vorstellte.

So einfache Sorgen. Niemand, der einen umbringen wollte ...

Sie hatte es Alexa wohl an die hundertmal gesagt – Prinzessin zu sein war nicht so einfach, wie es aussah. Sie schloss die Augen und drängte mit aller Macht die Tränen zurück.

Ganz plötzlich lachte sie laut auf, als das lebhaft kleine Kätzchen ihr mit den nadelspitzen Zähnen in die Hand biss – oder es wenigstens versuchte.

Nun, wie es schien, hatte Leon recht, wenn er sagte: "Vertraue niemandem. Nicht einmal einem kleinen Fellbällchen."

Sie hob das Kätzchen hoch und sah es strafend an, doch es nagte weiterhin an ihrem Finger.

## 2. KAPITEL

Die Nächte waren schwierig, denn wenn die Welt im Dunkel lag, bemächtigten sich die seltsamen Dinge seiner Gedanken, Dinge, die er gesehen hatte, als er an der Schwelle zum Tod stand. Unbehagen zehrte an ihm wegen des vielen Blutes, das er damals vergossen hatte.

Ob er nun in die Hölle oder in den Himmel kommen würde, das zu beantworten war ihm bislang nicht möglich. Ihm war nur klar, dass er dem Tod nicht ohne Grund durch die knochigen Finger geschlüpft war. Es musste noch etwas geben, das er zu tun hatte. Doch was immer es sein mochte, er hoffte in den langen, finsternen Stunden vor dem Morgengrauen, dass es genug sein würde, um seine Schuld für all die Toten zurückzuzahlen.

Ehe er hierhergekommen war, an diesen einsamen Ort, war er ein Soldat gewesen. Sein ganzes Leben lang. Ein sehr guter Soldat.

Er war absolut nicht sicher, was er jetzt war, aber irgendwie fand er im Morgenlicht immer seinen Seelenfrieden wieder.

Ein neuer Tag war nichts, was man als selbstverständlich ansehen konnte. Nicht, wenn man wusste, dass man eigentlich tot sein sollte.

Major Gabriel Knight trat über die Schwelle des alten Bauernhauses nach draußen und atmete langsam die kühle, frische Morgenluft tief in sich ein.

Es tat so gut, wieder ohne Qualen atmen zu können.

Er legte den Kopf zurück und genoss es, das Sonnenlicht auf seinem Gesicht zu spüren. Der neue Tag zauberte die Spur eines Lächelns auf sein Antlitz, als er die Arme hoch über den Kopf streckte und behutsam die Schultern bewegte, die noch ein wenig schmerzten von den Anstrengungen, die er am Vortag unternommen hatte, um seine Kraft zurückzugewinnen.

Danach ließ er die Arme wieder sinken, stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete die malerische Landschaft, die ihn umgab.

Es war so schön hier. So friedlich.

Er war in Britisch-Indien geboren und aufgewachsen und erst vor einigen Monaten nach England zurückgekehrt. Erst allmählich gewöhnte er sich an dieses kleine Land mit seinen Heckenzäunen und Feldern, die wie Flickenteppiche aussahen. Zu viel Sicherheit fühlte sich seltsam an. Aber es war zweifellos reizend. Noch immer hingen Nebelschwaden zwischen den sanften Hügeln, und hinter der alten Steinkirche sah er sein weißes Pferd, das knietief in späten Wildblumen stand und graste.

Gabriel lächelte noch breiter und schüttelte den Kopf. Dieses Pferd begann zu dick zu werden.

Er verließ die dunkle Schwelle, auf der zahllose Füße über die Jahrhunderte ihre Vertiefungen hinterlassen hatten, und machte sich an seine täglichen Aufgaben.

Sie unterschieden sich wesentlich von den früheren, aber jenes Leben hatte er hinter sich gelassen. Er hatte die tödlichen Instrumente seines früheren Tuns weggeräumt und mit ihnen all die blutigen Zeichen seines großen Kriegerstolzes.

Sein Waffenruhm zählte nicht mehr.

Damals war er ein Getriebener, als versuchte er, eine Art schrecklicher Gottheit zu werden. Aber jetzt wusste er nur allzu gut, dass er nichts anderes als ein Mensch war. Ein Mann, dem die Augen geöffnet worden waren.

Falls ein Teil von ihm spürte, dass das Schicksal mehr für ihn bereithielt, wenn er weiterhin ein Kämpfer blieb, so schreckte ein anderer Teil vor diesem Gedanken zurück. Ihm war das Leben ein zweites Mal geschenkt worden, und er hatte nicht die Absicht, es zu vergeuden. Nur wenigen Sterblichen war es vergönnt, zu sehen, was hinter der Schwelle zum Tod lag. Gabriel hatte lange genug einen Blick dorthin

erhaschen dürfen, um zu begreifen, dass ein kluger Mann die einfachsten Freuden des Lebens genießen sollte – so lange es währte.

Entschlossen, genau das zu tun, pumpte er Wasser aus dem Brunnen und sah fasziniert zu, wie kristallklar es war. Dinge, die er früher als selbstverständlich hingenommen hatte, erstaunten ihn jetzt manchmal mit ihrer Schönheit. Wasser etwa. Der Himmel wusste, er hatte seine Männer oft genug durch indische Wüsten geführt, um zu wissen, dass Wasser Leben bedeutete.

Während er die Pumpe bewegte, bemerkte er, dass er keinen Schmerz mehr im Bauchbereich spürte. Er war beinahe geheilt, hatte beinahe seine frühere Kraft zurückgewonnen. Die Frage war nur, wie würde er sie in Zukunft einsetzen? Darauf hatte er bisher noch keine Antwort gefunden. Hab Geduld, sagte er sich wohl zum tausendsten Mal. Die Antworten würden kommen.

Als Nächstes holte er eine Portion Hafer für sein Pferd, dabei atmete er den schweren Duft des süßen Futters ein. Er trug es hinaus zu der Krippe, und das Klappern des Eimers genügte, damit Thunder mit einem hungrigen Wiehern herantrabte. Gabriel stellte das Behältnis vor seinem königlichen Hengst ab, dann bemerkte er, dass der Hirsch sich wieder an der Salzlecke gütlich getan hatte.

Nun, dem Pferd machte es nichts aus, zu teilen. Er klopfte ihm den Hals und überließ das treue Tier dem Hafer, den es gierig fraß. Anschließend suchte er den Hühnerstall auf. Während die Hennen sich um die Handvoll Saat hermachten, die er in diesen hineingeworfen hatte, suchte er im Stroh nach ein paar Eiern. Er mochte es, wenn sie sich so glatt in seiner Hand anfühlten. Seine Ausbeute brachte er ins Haus zu Mrs. Moss, seiner grauhaarigen, stets schlecht gelaunten Haushälterin, die sich in der Küche zu schaffen machte, so wie jeden Morgen.

"Haben Sie schon die Milch geholt, Sir?"

"Das werde ich jetzt tun", sagte er und nahm die Kanne an sich. Zweifellos musste er der Frau sehr seltsam erscheinen, ein Herr, der seine Arbeit selbst erledigte, anstatt eine Schar von Dienstboten mitzubringen. Das Leben in der Armee machte einen Mann jedoch genügsam, aber das war noch längst nicht alles: Gabriel hatte einfach nur allein sein wollen, allein sein müssen.

Wieder ging er hinaus und sah die beiden braven Kühe des Bauernhofs unter dem großen Eichbaum grasen. Als er sie gemelkt hatte, brachte er die Kanne wieder hinein. Doch ehe er sie Mrs. Moss reichte, goss er einen Teil von der sahnigen Oberschicht in eine Schale. Die alte Frau runzelte missbilligend die Stirn, aber Gabriel achtete nicht auf sie, sondern trug die Milch hinaus, um die Kätzchen zu füttern.

Ein Fuchs hatte ihre Mutter getötet, daher hatte er die kleinen Waisen auf den Heuboden gebracht, um ihnen dasselbe Schicksal zu ersparen. Gern hätte er sie ins Haus geholt, doch das erlaubte Mrs. Moss nicht. Sie sagte, sie würden ihr nur Flöhe in die Teppiche setzen.

Als er die stille, nach Heu riechende Scheune betrat, ging es Gabriel durch den Kopf, wie sehr seine alten Kameraden vom Regiment wohl gelacht hätten, wenn sie ihren Eisernen Major so sehen würden, als Kindermädchen für ein paar wilde Kätzchen. Das ist jetzt egal, dachte er, als er die Leiter hochstieg und dabei die Schale mit der Milch in einer Hand balancierte. Er konnte neuerdings auch mehr über sich selbst lachen.

Außerdem waren die Kätzchen, auch wenn er das um nichts in der Welt zugegeben hätte, eine weitaus angenehmere Gesellschaft als die knurrige Mrs. Moss. Tatsächlich war dies die einzige Klage, die er über sein Leben in dem gepachteten Bauernhaus vorbringen konnte: Manchmal, nach all den Wochen selbst auferlegter Einsamkeit, fiel ihm das Alleinsein schwer, vor allem jetzt, da der Winter

nahte.

Wenn er ein Gespräch wünschte, so konnte er das Haus seines Bruders nach einem Ritt von nur wenigen Stunden erreichen, und London lag nicht viel weiter entfernt. Aber Gabriel kannte niemanden, mit dem er wirklich zusammen sein wollte. Er hatte ein paar Wochen zuvor versucht, in London Ablenkung zu finden, aber selbst in einem Ballsaal voller schöner Frauen und sympathischer Männer, selbst in Anwesenheit seiner liebenswerten Familie, hatte er sich einsamer gefühlt denn je.

Also zog er sich wieder in sein ländliches Refugium zurück. Vielleicht brauchte die Seele längere Zeit zum Heilen als der Körper.

Als er das Ende der Leiter erreicht hatte und auf den Heuboden stieg, kamen zwei seiner pelzigen Schützlinge auf ihn zu und miauten bereits herzerreißend nach ihrer Milch. Doch Gabriel runzelte die Stirn. Die rote fehlte.

Hm. Er hoffte, das kleine Wesen war nicht irgendwo gefangen worden oder hatte sich verletzt. "Kätzchen? Wo bist du?", fragte er leise und ging langsam über den Heuboden auf der Suche nach dem roten Felltier.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Er hatte das rote Kätzchen entdeckt. Es schlief fest an der Schulter eines ebenfalls schlafenden Mädchens. Gabriel stockte der Atem.

Er hatte keine Ahnung, was zum Teufel sie hier machte, aber ihre Schönheit ließ ihn erschauern.

Sie war noch glatter und runder als die Hühnereier, ihre zarte Haut heller als die frische Milch, die er geholt hatte. Ihre schlafende Unschuld erschien ihm süßer als das Wasser aus dem Brunnen. Am liebsten hätte er sie aufgeweckt, sie berührt, von ihr gekostet – aber einen Moment lang konnte er nichts anderes tun, als sie anzustarren.

Wer war sie?

Das Mädchen hatte sich im Heu ein kleines Nest gebaut und einen groben Wollumhang um sich geschlungen wie eine Decke. Die Röcke waren hochgeschoben bis übers Knie, sodass wohlgeformte Waden sichtbar wurden.

Gabriel kauerte nieder und betrachtete sie fasziniert.

Ihre Kleidung war bescheiden, vielleicht ein einfaches Landmädchen, aber mit ihren dichten, wilden Locken wirkte sie auch etwas exotisch. Jetzt bemerkte er den etwas dunkleren Ton ihrer Haut und fragte sich, ob sie vielleicht eine Zigeunerin war, denn sie sah nicht aus wie die typische englische Rose.

Ihre Brauen waren sehr dunkel, ebenso wie die langen Wimpern. Sie hatte eine gerade Nase, hohe Wangenknochen und ein zartes, doch entschlossenes Kinn. Ihre vollen Lippen waren etwas geöffnet, während sie schlief.

Er schluckte schwer und unterdrückte einen Anflug längst vergessenen Verlangens, doch als er den Blick über ihre Gestalt wandern ließ, begann er zu ahnen, warum sie gekommen war.

Ach, sein verdammter Bruder.

Der alte Hof war zu abgelegen, als dass sie zufällig hierher gefunden haben konnte. Nein, sein verflixter Bruder Derek musste sie geschickt haben, zum Teufel mit ihm.

Gabriel erinnerte sich noch daran, wie Derek ihm vor einiger Zeit gedroht hatte: "Ich werde ein schönes Mädchen ohne Moral engagieren und sie dir schicken, damit sie sich um dich kümmert." Womit er zweifellos ein Mädchen meinte, dass sich um seine körperlichen Bedürfnisse kümmerte. "Ich bin doch ein netter und fürsorglicher Bruder, oder?"

Grausamer Bruder, das wäre passender, dachte Gabriel stirnrunzelnd, ein wenig verstimmt von dieser köstlichen Versuchung.



Er war schließlich kein Heiliger.

Natürlich wusste er, dass Derek es gut meinte. Es war kein Geheimnis, dass seine ganze Familie seinetwegen in Sorge war, vor allem sein jüngerer Bruder.

Derek war nicht nur ein Bruder, sondern auch sein engster Freund und sein Offizierskamerad aus dem Regiment drüben in Indien, ein weltlicher, vernünftiger Mann, der Gabriels spirituelles Experiment an diesem Ort nicht verstand.

Aber als sein Blick auf das Mädchen fiel, das Derek für den Dienst bei ihm ausgesucht hatte, konnte er nur eines über seinen Bruder sagen: Dieser Teufel kannte seinen Geschmack bei Frauen. Wenn er nicht aufpasste, würde er diesem reizenden Wesen aus der Hand fressen.

Nun, sie wird gehen müssen, dachte er mit stoischer Entschlossenheit, denn einem Mann, der büßen wollte, würde sie vielleicht eine größere Versuchung bieten, als sein hungriger männlicher Trieb ertragen konnte.

Er erschauerte, dann kämpfte er sein Verlangen nieder.

Er entschied, dass die Zeit gekommen war, um sie zu wecken und, er räusperte sich ein wenig, um sie anschließend höflich fortzuschicken.

"Miss? Ähm, Miss. Äh ... guten Morgen?" Behutsam stieß er mit einem Finger gegen ihre zarte Schulter, um sie auf diese Weise aufzuwecken. "Verzeihen Sie ..."  
Er setzte gerade in dem Moment zu einem neuen Versuch an, als sie die Augen aufschlug und ihn verschlafen ansah.

Aber im Bruchteil der Sekunde, in dem ihr Blick auf ihn fiel, stieß sie einen Schrei aus und hielt plötzlich ein Messer in der Hand, mit dem sie auf ihn zielte.